

II. Mitteilungen aus Museen, Instituten usw.

1. Die Aufgabe der Museen.

Von Dr. Benno Wandolleck, Dresden.

In Band I Heft 4 der Zeitschrift »Museumskunde« gab ich ein Referat über den letzten Jahresbericht des Field Columbian Museums, das den Schlußpassus enthält: »Im ganzen genommen erhalten wir durch den Report wiederum ein deutliches Bild von der großen Rührigkeit und dem ernstesten Vorwärtsstreben unsrer Kollegen jenseits des großen Wassers. Der Erfolg wird ihnen garantiert durch die bedeutenden Mittel.« Dieser Passus und noch ein anderer, auf den ich später komme, hat O. Lehmann-Altona zu einem Artikel über »Biologische Museen« veranlaßt, der sich eigentlich mit der Aufgabe der Museen im allgemeinen beschäftigt und im ganzen sowie in seinen Teilen nicht ohne Widerspruch bleiben kann.

Vor allen Dingen muß ich dem Verf. entgegenhalten, daß er jenen meinen Schlußpassus in anderm Sinn aufgefaßt hat. Aus dem ganzen Referat geht klar hervor, was ich unter Erfolg eines Museums verstehe, und es ist auch gleich hinter dem Anfang des Referates zu lesen: »Der große Aufwand (590000 *M*) wird erklärlich, wenn man berücksichtigt, was dafür geleistet wird. Da sind zuerst die vielen wissenschaftlichen Publikationen, die Ausrüstung und Aussendung von Sammlern und Forschungsexpeditionen und — last not least — die wissenschaftlichen Vortragskurse. Drei Dinge, mit denen das Field Columbian Museum vielen und vor allem vielen europäischen Museen vorangeht.«

Es hat mir nichts ferner gelegen, als die Besuchszahl mit »Erfolg« zu bezeichnen, meine folgenden Ausführungen werden auch zeigen, daß eine solche Auffassung nichts weniger als das Rechte treffen würde. Der große Erfolg (in meinem Sinne) der amerikanischen Museen hängt allein von den großen Geldmitteln ab, der populäre Erfolg eines Museums von ganz andern Dingen und, das kann ich schon vorweg nehmen, auch nicht von den Dingen, auf die O. Lehmann so großes Gewicht legt.

Das einmal erst zur Richtigstellung; es wird dadurch auch gleich von vornherein die grundsätzliche Verschiedenheit unsrer beiden Ansichten über die Aufgabe der Museen festgelegt.

Aber noch ein anderer Abschnitt in meinem Referat hat jenen Artikel veranlaßt und auch den Grund zu seiner Überschrift »Biologische Museen« gegeben, das sind folgende Zeilen: »In einer zoologischen und einer ethnographischen Abbildung sieht man die in Amerika sehr allgemeine und auch in Europa schon vielfach auftretende Neigung be-

stätigt, bestimmte Vorgänge körperlich zur Darstellung zu bringen. Wenn auch solche Tableaux das Laienpublikum sehr bestechen, so muß man sich dabei doch stets vor Augen halten, daß damit eigentlich der wissenschaftliche Boden, den ein wissenschaftliches Museum auch in der Schausammlung unter allen Umständen haben muß, verlassen wird und man in eine bedenkliche Nähe von Instituten gerät, die mit dem Namen Panoptikum belegt werden.« Ich hätte nicht geglaubt, daß diese Ausführungen noch irgendwie einen Widerspruch hervorrufen würden, und daß man noch heute die beiden Begriffe Museum und Schausammlung nicht auseinanderzuhalten weiß. Durch jenen ganzen Artikel hindurch werden diese beiden Begriffe durcheinander gebracht. Bereits vor mindestens 20 Jahren ist eine Ausscheidung einer Schausammlung für das Publikum überall im Prinzip entschieden, daß diese Ausscheidung noch nicht überall durchgeführt werden konnte, steht auf einem andern Blatt und ist hier nicht zu erörtern. Jedenfalls ist jedem Museumsmanne bekannt und ihm in Fleisch und Blut übergegangen, daß jedes Museum aus einer Haupt- oder wissenschaftlichen Sammlung für den Gelehrten und einer Schausammlung für das große Publikum zu bestehen hat.

Etwas anders können sich die Dinge bei einem neu einzurichtenden Institut gestalten, das von vornherein nur eine Schausammlung sein will, das auf Förderung der Wissenschaft verzichtet und nur die Resultate der Wissenschaft dem großen Publikum mundgerecht vorsetzen will. Ein solches Institut ist das Altonaer Museum, von dem dessen Direktor selbst schrieb: »Das Museum hat nicht den Ehrgeiz, ein wissenschaftliches Institut sein zu wollen; es stellt sich schlicht in den Dienst der Volksbildung und Erziehung und versucht, möglichst eindringlich durch Anschaulichkeit der Darbietungen lehrhaft zu wirken.« Das ist ein ausgezeichneter Standpunkt, nur darf dann nicht vergessen werden, daß dieses »Museum« dem kleineren Teil eines andern entspricht, und unmöglich von diesem engeren Gesichtskreise aus Regeln für alle Museen aufgestellt werden können. Für Altona lag damals die Entscheidung für eine bloße Schausammlung ja auch sehr nahe. Dicht an den Toren Hamburgs, in allernächster Nähe des berühmten Hamburger zoologischen Museums, des zweitgrößten Deutschlands, hätte man Eulen nach Athen getragen, wenn man ein ganz ähnliches Institut hätte begründen wollen, was man ohne amerikanische Mittel auch nicht im entferntesten hätte erreichen können. So kann man den zoologischen Teil des Altonaer Museums gewissermaßen als die Schausammlung heimischer Tiere des Hamburger Museums betrachten. Ein solches Institut braucht natürlich kein »lediglich wissenschaftliches Institut« zu sein, ja dies könnte es vielleicht gar nicht werden.

Der Verf. hätte also besser getan als Überschrift seines Artikels zu

wählen: »Biologische Schausammlungen«, denn das Wort Museum muß dem Nichtzoologen einen gänzlich falschen Begriff von der Sache geben.

Wenn für das Altonaer Museum Schausammlung und Museum identische Begriffe sind, so ist es doch sehr kühn, diese abnorme Konstellation gewissermaßen zu verallgemeinern und auf andre unter ganz andern Bedingungen entstandene Museen anzuwenden. Es würde das als die private Ansicht eines einzelnen Mannes keine so besondere Bedeutung haben, wenn der Verf. es nicht als einzige Möglichkeit hinstellen würde, ja wenn er nicht sogar den Ausspruch täte: »der Etat der Museen müßte nach der Besucherzahl reguliert werden«! In einer Zeit, wo die Naturwissenschaft wie nie von neuem um ihre Stellung kämpfen muß, wo überall die Mittel beschnitten werden, wo in einem deutschen Landtage naturwissenschaftliche Museen als Schaubuden bezeichnet wurden, kann ein solcher Artikel unberechenbaren Schaden tun.

Das Altonaer Museum ist ein Provinzialmuseum, das sehr verschiedenartige Dinge enthält, das sich als zoologische Schausammlung dicht neben dem zweitgrößten Museum Deutschlands befindet, und nun sollen plötzlich seine Grundsätze die maßgebenden sein. Die andern Museen sind ein jahrhundert- und mehr alte Pflegestätten der Wissenschaft, ursprünglich sogar die einzigen, und jetzt sagt plötzlich die 10 Jahre alte Altonaer Schausammlung, nur mein Prinzip ist das richtige, ihr alten und jungen Fachzoologen lasset die Hoffnung hinter euch, ihr arbeitet für nichts, nur nach Maßgabe der Zahl der Schausammlungsbesucher sollt ihr und euer Institut eingeschätzt werden. Nein! Derjenige, der die geschmackvollste Auslage herzustellen versteht, wird zwar gebührend hoch geschätzt, aber er ist nicht die Seele des Geschäfts und stellt nicht dessen Bedeutung dar.

Ein Museum ist, das wird niemand ernstlich zu erschüttern wagen, eine wissenschaftliche Anstalt, eine Anstalt, die ebenso wie die Universitätsinstitute eine Stätte der wissenschaftlichen Forschung sein soll. Während aber die Institute der Universitäten in erster Linie dem Unterricht, der Heranbildung zu Gelehrten sich widmen und andre Leute unbedingt ausschließen, sollen die Museen die Stätte der wissenschaftlichen Forschung für jedermann, der dazu befähigt ist, sein. Während sie selbst mit ihren wissenschaftlichen Kräften unentwegt der Forschung obliegen sollen, haben sie noch die große Aufgabe, Material für die Forschung anderer, für die Forschung der Zeitgenossen und der Nachkommen fleißig anzusammeln und in fachgemäßer Weise zu konservieren. Die Museen und wissenschaftlichen Institute sind der Wissenschaft wegen da, und die Wissenschaft ist Selbstzweck. Das muß ein Volk in erster Linie einsehen lernen, und die Museumsleute haben die Pflicht, das dem Volke klarzumachen, nicht: »für euer Geld müßt ihr

ganz allein unterrichtet bzw. unterhalten werden«. Ein Nebenzweck der Museen ist dann, das Publikum zu unterrichten und so der Schule helfend unter die Arme zu greifen.

Die Mittel für diesen Zweck wurden früher sehr verkannt. Ursprünglich stellten die Museen ihr gesamtes Besitztum der Öffentlichkeit zur Schau. Man prunkte mit den schier unendlichen Serien, mit der den Nichtfachmann ermüdenden Mannigfaltigkeit der Objekte. Aber das Zeigen des Gesamtbesitztums mußte zu Unzuträglichkeiten führen. Das für die Arbeiten in der Sammlung lästige Publikum, der durch den Verkehr der vielen Menschen hereingebrachte und fortwährend herumgewirbelte Staub und das alles Tote unfehlbar zerstörende Licht machte es zur gebieterischen Notwendigkeit, die Sammlung zu teilen. Dann sagte man sich auch: was hat der Nichtfachmann von diesen Reihen, scheiden wir eine Auswahl ab, die zerstört werden kann und leicht ersetzbar ist und schützen wir dadurch das große, wertvolle Besitztum, erhalten wir es der Wissenschaft und machen wir es der Bearbeitung leichter zugänglich. So entstanden die Schausammlungen als Attribute der Museen, und jetzt sollen sie plötzlich der Hauptzweck sein! Es war ja natürlich, daß sehr bald über das Ziel hinausgegangen würde; man wollte die ganze Kraft an die Schausammlung setzen. Es wurde gearbeitet und gearbeitet, die Schausammlungen füllten sich mit Karten und Tableaux, mit Bildern und Präparaten, mit Beschreibungen und Erklärungen; dabei vergaß man aber eines, nämlich das Publikum selbst. Während der 15 Jahre meiner Museumstätigkeit habe ich mir die Schausammlungen und ihr Publikum zu ganz besonderem Gegenstände des Studiums gemacht, und da habe ich recht seltsame Dinge erlebt, Dinge, die aus dem ehemals für die Schausammlungen Begeisterten einen rechten Skeptiker machten.

Sehen wir uns nun zuerst einmal die Qualität des Publikums an. Es besteht zum überwiegend größten Teil aus den Fremden, d. h. den nicht Ortsangesessenen, dann aus einem sehr, sehr kleinen Kreis von Interessenten und dann aus einer Gesellschaft von Habitués, die von Museum zu Museum ziehen, und die man zu verschiedenen bestimmten Zeiten in den verschiedenen Museen wiedertrifft.

Wie benimmt sich nun dieses Publikum? Es stürzt in die Säle — immer dieselben Ausrufe »ach wie schön« — »das sollte man gar nicht glauben, daß es so etwas gibt« — »hier müssen wir nochmal mit den Kindern hingehen«. »Das ist der große Affe, der in Afrika die Weiber raubt!« doziert einer, trotz der natürlich das Gegenteil sagenden Etikette. Wie manchen Berliner habe ich im Dresdner Museum Dinge bewundern sehen, die er im Berliner Museum bedeutend schöner, instruktiver, sagen wir biologischer und dazu täglich erreichbar wiederfinden

würde. Was nützen die mit Übermaß von Mühe und Arbeit, mit größtem Scharfsinn entworfenen Etiketten, niemand liest sie, niemand will sie lesen, und was sind Tableaux, was biologische Präparate ohne Erklärungen. Voll ist das Museum, die Leute drängen sich an den Schränken, ungeheuer ist der Hunger nach der Wissenschaft, da klingt plötzlich das erste Stück der Wachtparadenmusik durch die geöffneten Fenster, und blitzschnell leeren sich die Hallen; Stöcke und Schirme werden im Stich gelassen, vor den Klängen eines Straußschen Walzers, eines flotten Militärmarsches ist der Hang zur Wissenschaft verfliegen, wie Spreu vor dem Winde.

Mag die Schausammlung nach rein wissenschaftlich systematischer Methode aufgestellt sein, mag sie aus biologischen Tableaux bestehen, das Publikum drückt sich überall vorbei, bewundert alles, liest nichts und ist furchtbar interessiert — so lange die Öffnungszeit dauert bzw. draußen der Regen.

In schrecklicher Weise überwuchert in unsrer jetzigen Zeit die Phrase und vor allem die der Selbstzufriedenheit. Eine solche Phrase ist die von der Erweckung des Interesses.

Erweckt kann nur das werden, was schlummert, und wo dies schlummernde Interesse nicht vorhanden ist, kann es kein Zauberer erwecken. Ein ungeheures Quantum der auf die Schausammlungen verwendeten Arbeit ist verlorene Liebesmüh. Man kann es kühn behaupten, das Interesse ist angeboren. Infolge unsrer Jahrhunderte in entgegengesetzter Richtung arbeitenden Erziehung ist das Interesse sehr gering. Solange die Naturwissenschaft in den Schulen noch die armselige Magd ist, wird das auch so bleiben, und kein Schausammlungskünstler wird daran das Geringste ändern. Keine Schausammlung der Welt wird aus einem Juristen oder Philologen einen Zoologen machen, wenn er nicht innerlich interessiert war, und dazu brauchen wir nicht das Panoptikum zu streifen.

Eine andre Frage als die von der Erweckung des Interesses wäre es, wie wird bei den Wenigen das Interesse erhalten, was wird man tun, daß dieses angeborene Interesse nicht untergeht in dem wilden Kampfe ums Dasein, den die moderne Menschheit so rücksichtslos führt. »Durch große Schausammlungen, durch biologische Schausammlungen!« werden die Schausammlungsenthusiasten rufen; es ist ein Irrtum. Jede Schausammlung muß studiert werden, und dazu nimmt sich niemand die Zeit. Eine Schausammlung ist nichts andres als ein populäres Buch, das statt der Abbildungen die Objekte selbst enthält, aber es muß gelesen. die Schausammlung muß studiert werden. Das einzige Mittel, die interessierten, aber in ihrer Zeit beschränkten Besucher dieses zeitraubenden Studiums zu entheben. ist das gesprochene Wort an der Hand des Ob-

jektes. »Das gesprochene Wort fehlt«, sagt jener Artikel. Warum muß das gesprochene Wort fehlen? Hier ist der Angelpunkt, hier allein kann eine Schausammlungsreform einsetzen. Sehr richtig, »die Etikette kann nicht alles geben«, das soll nun allein durch geeignete Darstellung geschehen; ein großer Irrtum. Die Sammlungen sind doch vorzüglich vom Stadtvolk besucht, und das Stadtvolk kann nicht sehen, es hat das Sehen verlernt, und nur das gesprochene Wort kann Abhilfe schaffen. Eine rein biologische Schausammlung ist ebenso tot, öffnet dem Volk ebensowenig die Augen, wie eine andre Schausammlung. Vorträge, populäre Vorträge, die kostenlos in den Museen gehalten werden, die für jedermann zugänglich sind und die dem interessierten Publikum das faßbar erklären, was die Schausammlung bietet und dem nicht mit Interesse Begabten wenigstens klar macht, was ein Museum bedeutet. Es kann ihm gesagt werden, daß ein solches Institut in erster Linie der Wissenschaft, der Förderung der Erkenntnis dient und wie dann aus der Erkenntnis sich der Wert für das praktische Leben ergibt; die Forschung in erster, das Interpretentum in zweiter Linie. Es wird so viel von der Erziehung zur Kunst geredet, und auch der Verf. kommt in seinem Artikel auf dies Thema. Achtung vor der Kunst und der Tätigkeit der Künstler ist die Grundlage für die Erziehung zur Kunst, Achtung vor der Wissenschaft, die ihr Heim in den Museen hat, und ihren Jüngern, die in erster Linie forschen, ist die Grundlage für die Erziehung des Publikums zur Wissenschaft.

»Woher können wir denn verlangen, daß die Besucher eines Museums die zum Verständnis der Objekte nötigen Kenntnisse mitbringen?« sagt der Artikel in der »Museumskunde«, nun ich gehöre zu den Leuten, die diese notwendigen Vorkenntnisse von dem Publikum verlangen, eigentlich nicht von dem Publikum, sondern von der Schule, die das Publikum einst besucht hat. Die Schule hat die Verpflichtung die Kenntnisse beizubringen, die Schausammlung soll sie nachher den Interessierten erhalten. Niemand verlernt das Schreiben, das Rechnen, wenn er sich auch auf der Schule sehr wenig dafür interessierte und es ihm eingebläut wurde, warum bläut man dem Schüler nicht auch naturwissenschaftliche Kenntnisse ein? Das Volk soll etwas sehen für seine Steuern, meint der Verf. sehr richtig! gebt ihm für sein Geld eine moderne Erziehung und Bildung, dann wird es auch von Schausammlungen etwas haben, die das Panoptikum nicht streifen. Übrigens was hat denn das Volk bis jetzt von all den übrigen wissenschaftlichen Instituten, was sieht es davon für sein Geld? Will man dem Volke etwas Gutes tun, so polemisiere man dafür, daß der Unterricht auf ein höheres Niveau komme und nicht dafür, daß wissenschaftlichen Instituten die Mittel beschnitten werden, wenn sie nicht den Panoptikum-Tanz mit-

machen wollen. Man halte mir nicht vor, die wissenschaftliche Forschung gehöre nur in die großen Museen. In der modernen Wissenschaft kann nur noch etwas geleistet werden durch Spezialisierung, und zur Ausbildung eines Spezialfaches kann es auch der wissenschaftliche Beamte eines kleinen Provinzialmuseums bringen. Was ist denn eigentlich das Ziel aller unsrer Forschung? System und Erkenntnis! Das müssen wir auch dem Publikum klarlegen, und das können wir eher durch die gewöhnlichen, als durch die rein-biologischen Schausammlungen, aber das gesprochene Wort gehört dazu. Der Verf. meint, daß das Publikum dann den Rücken kehrt und diese Institute die leersten in einer Stadt werden. Das ist sehr schön und überzeugend in der Theorie, aber nicht in der Praxis, wie folgendes schlagende Beispiel lehrt. Das Dresdner zoologische usw. Museum besitzt keine Schausammlung, es paßt darauf ganz das, was jener Artikel sagt, denn es ist mit »Präparaten, Spiritusgläsern und dergleichen vollgestopft«. Langweilige Reihen von vielfach schlecht präparierten gleichen Vögeln stehen steif und öde da. Der Grundplan des Hauses, das für ganz andre Zwecke erbaut wurde, macht das Museum für den die Räume zum ersten Male betretenden Besucher fast zu einem Labyrinth. Kaum ein einziges biologisches Präparat, denn die Nestersammlung ist eine wissenschaftliche, in wissenschaftlicher Reihe aufgestellte. Die Schränke sind zu hoch, um die oberen Reihen sehen zu können, und doch kann man getrost behaupten, es ist vielleicht das besuchteste zoologische Museum Deutschlands. Es würde sich das zahlenmäßig beweisen lassen, da die Besucher noch bis vor kurzem gezählt wurden¹. Und dagegen das Berliner Museum! Es hat eine nur für das Publikum mit unendlicher Mühe, den größten Kosten und mit schönem Erfolg aufgebaute Schausammlung. Man findet in ihr reichlich anatomische und biologische Präparate, alles, was eine Schausammlung haben kann, und die Besuchsziffer in der Weltstadt Berlin? Alles war geschehen, sogar lebende Ameisennester konnte man sehen, und der Erfolg im Sinne des Artikels in der »Museumskunde« ist ausgeblieben. Was hat man nicht alles an andern Orten schon versucht, um die Besuchsziffer zu heben. Die Schausammlung wurde auch abends geöffnet, und der Erfolg? Die Schaffung einer Anzahl ausgezeichnete Plätze mehr für Liebende, um sich bei jedem Wetter treffen zu können.

Am Dresdner Museum wurde einst der Versuch gemacht, die Besuchsziffer noch mehr zu erhöhen, dadurch, daß nach amerikanischem Muster Preisaufgaben für Schüler gestellt wurden. Die Aufgaben wurden nur an Museumsbesucher ausgegeben und waren so gestellt, daß sie zur Bearbeitung einen mehrmaligen Besuch des Museums erforderten.

¹ S. Jahresberichte.

Die Aufgaben wurden massenhaft abgeholt, eine Anzahl Arbeiten eingereicht, aber die Besuchsziffer hatte ihre gewöhnliche Konstanz behalten. Es wurden kostenlose Vorträge gehalten, sie waren gut besucht, aber die Besuchsziffer zeigte keine irgendwie auffallende Steigerung.

Es wäre nun aber sehr falsch, aus diesen meinen Ausführungen zu schließen, daß ich ein Gegner der Aufstellung biologischer Präparate in den Schausammlungen wäre. Keineswegs, ich bin nur ein Gegner der Übertreibungen, die die Schausammlung zum Panoptikum machen. An der Hand der Tafeln, die der Festschrift des Altonaer Museums beigegeben wurden, will ich erklären, was ich für Übertreibungen halte. Da ist z. B. eine Tafel, darstellend »Elch und Wölfe«. Eine der heftigsten, von Moment zu Moment wechselnden Szenen ist dort körperlich dargestellt. Ein körperliches Momentbild, das uns weder die Eigenart, d. h. die Lebensweise des Elches noch die des Wolfes zeigt. Was lernt der Beschauer denn eigentlich aus dieser Gruppe? höchstens das Gruseln, denn das Aussterben des Elches ist nicht in dem Tribut begründet, den er dem Wolfe zollen mußte. Zudem ist es ja ein absolutes Phantasiebild, das niemand, sicher aber nicht der darstellende Präparator gesehen hat. Und nun denke man sich dies Tableau in künstlerischer Beziehung als Objekt für die »besinnliche Selbsterziehung«. Rund herum steht das Publikum, zwischen den Beinen des in Todesangst kämpfenden Hirsches und den den Wald darstellenden trockenen Stengeln blicken die vergnügten Gesichter der vis-à-vis hindurch, nein, da denke ich mir die Erziehung des Publikums ein wenig anders. Die beiden nächsten Tableaux könnten in der Idee schon eher gelten, wenn sie nicht doch zu unmotiviert wären. Ist es denn wirklich nötig, Schwarzwild in Herde darzustellen, oder in allerlei Posen zusammengestelltes Damwild? Abgesehen davon, daß das Damwild sehr schlecht ausgestopft ist, geben doch diese Tableaux herzlich wenig Begriff von der Lebensweise dieser Tiere. Der Mahlbaum kann ebensogut im Schrank neben dem Keiler und ein Frischling neben einer Bache stehen, der sogenannte Wald und die markierte Suhle machen die Sache nicht anschaulicher. Das Biberbild und den Lummenfelsen will ich schon gelten lassen, schlimm sieht es dagegen wieder mit »Kaninchen und Wildkatze« aus. Die Wildkatze ist doch kein integrierender Bestandteil im Leben des Kaninchens und umgekehrt. Wie langweilig wirken solche, die Objekte in der höchsten Spannung darstellende Gruppen auf die Dauer, nichts rührt sich; dann auch nur gleich noch Bewegungsmechanismus hinein, das stört doch etwas die Langeweile.

Noch ein großer Nachteil darf aber nicht unerwähnt bleiben, das ist das bei vielen Gruppen durchaus notwendige Freiaufstellen. Wie lange werden solche Gruppen dem Staube standhalten? Binnen kurzem

werden sie mißfarbig sein und müssen unbedingt erneuert werden, das, scheint mir, verträgt sich wenig mit der in jenem Artikel gerühmten Billigkeit der rein biologischen Schausammlungen. Ich glaube, daß diese Beispiele wohl genügen werden, um zu zeigen, worin meine Gegnerschaft gegen die rein biologischen Schausammlungen besteht, und warum ich finde, daß sie das Panoptikum streifen. Aber noch ein anderer Umstand muß bei einem Gelehrten die Gegnerschaft erwecken. Dieser Umstand ist in der »Museumskunde« in sehr deutlicher Weise sogar als Vorzug hervorgehoben worden. Es ist die vollkommene Absorption der Arbeitskraft des Gelehrten durch eine solche Schausammlung. Dagegen können wir Gelehrten an den Sammlungen, die wir die Förderung der Wissenschaft für unsern Hauptzweck halten, uns nicht energisch genug wehren. Um solche Schausammlungen aufzubauen, brauchen wir wirklich keine Gelehrten, keine Fachzoologen, das kann jeder Schullehrer, ja schließlich jeder allgemein gebildete Mensch machen. Wir müssen mit Recht eine Herabsetzung darin sehen und gegen sie protestieren.

Ich hatte vorhin Bezug auf einige Gruppen des Altonaer Museums genommen und diese im allgemeinen besprochen, ich will nun etwas näher auf die Art der Darstellung, nicht nur in jenem Museum, sondern überall eingehen. Ich will mit den ausgestopften Tieren beginnen. Da muß man sagen, daß es bis jetzt noch sehr wenige Präparatoren gibt, die ein ausgestopftes Tier wirklich einer Kopie des lebenden Wesens nahe bringen können. Meist sind es traurige Karikaturen, und selbst dem besten Präparator wird dieses oder jenes Tier gründlich mißlingen, ohne daß manchmal gesagt werden kann, wodurch das kam. Gerade die Produkte von Sander-Köln können mich nicht befriedigen. Der Artikel hofft von der Zukunft, und einiges kann man auch von ihr erwarten, aber daß das Ausstopfen von wahren Künstlern getrieben wird, erhoffe ich nicht. Auch in der Auffassung von Kunst und Künstler befinde ich mich in einem Gegensatz zu dem Verf. Er hält die allergrößte Naturwahrheit für den Gipfel der Kunst und den Präparator, der jenes zuwege bringt, für einen Künstler, ich nicht. Ein Kunstwerk wird die genaue Kopie der Wirklichkeit niemals sein, nur die Seele des Künstlers, hineingelegt in das Produkt, aus jedem Zuge zum Beschauer sprechend, macht das Geschaffene zum Kunstwerk. Der Künstler gibt in seinem Werke die Summe seiner Beobachtungen, entkleidet vom Nebensächlichen, und je mehr er dazu fähig ist, ein desto größerer Künstler ist er. Nur das freie Schaffen in freiem Material bringt ein Kunstwerk zuwege, nicht die beschränkte Tätigkeit, beschränkt durch die unwandelbaren Hüllen des genau vorbestimmten Objektes. Ein marmorner Hund kann Leben atmen in jedem Zoll, von wie vielen aus-

gestopften würde man das sagen können? Wer wollte den Künstler zur absoluten Naturwahrheit zwingen, eine Kopie der Natur und kein Kunstwerk wäre der Erfolg. Aber der Verf. geht noch weiter, er will die in den biologischen Schausammlungen aufgestellten Gruppen und Objekte zu Modellen für den angehenden Künstler machen. »Was sollte der angehende Bildhauer wohl an Formenkenntnis aus den meisten der jetzt vorhandenen naturhistorischen Museen herausnehmen?« Möglichst wenig, und noch weniger aus den biologischen Schausammlungen! Das wolle der Himmel verhüten, daß die angehenden Künstler die Erzeugnisse künstlerisch weit unter ihnen stehender Leute für ihre Studien benutzten. Farben, soweit sie nicht bereits verblaßt, und die Form starrer, unveränderlicher Gebilde mag sich der angehende Künstler aus zoologischen Museen holen, sucht er aber die lebendige Form, so gehe er in die zoologischen Gärten. Ich bedauere stets jene Kunstjüngerrinnen, die zu Scharen in das Dresdner Museum kommen, wenn sie ihr künstlerisches Empfinden an den Werken der Präparatoren zu bilden versuchen, oder wenn sie die von einem Präparator nach Abbildungen bemalten Fische kopieren.

Das alles zeigt schon die unvermeidbaren Mängel der Einzelobjekte, nun erst die der Gruppen! Die Gruppe gibt fast stets Momentstellungen, und nichts ist auf die Dauer öder und langweiliger als solche erstarrten Momente. Es ist keine Frage, daß der Verf. recht hat, wenn er sagt, sie fesselten das Publikum, aber ebenso sicher kann man auch sein, daß sie dem Publikum viel früher langweilig werden als einzelne Tiere. Darum sieht man ja jetzt auch von der früher so beliebten zähne- und krallenbleckenden Stellung der großen Raubtiere ab. Was aber die biologischen Gruppen dem feineren Empfinden noch viel unangenehmer macht, ist das Beiwerk. Stroh und Heu ist die Devise dieser trockenen und gefärbten Pflanzen, dieser krüppeligen Bäumchen. Wie panoptikumartig das Spiegelglaswasser, der aufgeleimte Sand, die Torf- und Pappelfelsen. Glaubt noch jemand wirklich, daß das anders werden könnte? Wie immens müßte die Nachfrage und der praktische Wert solcher konservierten Sachen sein, wenn die erfinderische Technik sich auf solche Dinge werfen sollte, und es wäre nur ein erneutes Suchen nach dem Perpetuum mobile. Der Verf. nennt diese Sachen selbst »Horribilia« und hofft, daß der kommende dermoplastische Künstler wie der Maler oder Bildhauer mit wenigen Andeutungen auf Kosten der Staffage und zugunsten des darzustellenden Gegenstandes eine brillante künstlerische Wirkung hervorbringen wird — möglich, dann wollen wir es abwarten! Ich bin kein so hoffender Idealist, und darum predige ich Vorsicht und Enthaltbarkeit. Ich wiederhole es, die sogenannten biologischen Schausammlungen bedeuten mit ihren ärmlichen Darstellungen keine

Erziehung des Volkes zur Kunst, sondern wirken ihr direkt entgegen, und in der Erziehung zum naturwissenschaftlichen Denken stehen sie den vernünftigen, systematischen Schausammlungen, die der wahren Biologie das ihr gebührende Feld einräumen, bedeutend nach.

Alle derartige Institute sind aber nichts gegen solche, in denen das gesprochene Wort herrscht, und daß es auch schon so etwas in Deutschland gibt, lehrt der in demselben Hefte, wie der O. Lehmannsche Artikel, befindliche Aufsatz von F. Römer über das Senckenbergische Museum. Es werden dort seit Jahrzehnten regelmäßig Vorlesungen und sogar Kurse abgehalten. In dieser Richtung müssen sich die Museen entwickeln, dann werden sie auch für die Vermittlung der Ergebnisse der Wissenschaft an das Volk etwas leisten und mehr leisten, als durch Gruppen und Etikette.

Es ist nicht möglich, diese Ausführungen zu beendigen, ohne auf den Schluß des O. Lehmannschen Artikels einzugehen. Dieser Schluß handelt von den pekuniären Mitteln eines Museumsteiles, wie er dem Verf. vorschwebt. Während alle Museumsfachleute und -vorstände mit möglichstem Hochdruck bei den maßgebenden Stellen auf die ja auch durchaus nötige Vermehrung des wissenschaftlichen Stabes hinarbeiten, während sie nach dem Muster von Amerika überall, sogar bei Privaten, die Mittel flüssig zu machen suchen, um »besonders kostbare Seltenheiten« zu erwerben und für die Wissenschaft, für die Erkenntnis zu retten, erscheint von seiten eines Museumszoologen ein Artikel, der diesen Bestrebungen direkt entgegen arbeitet.

Dieser Abschnitt des Artikels in der »Museumskunde« übertrifft alles Vorhergehende; wie kann man eine durch zwingende Verhältnisse geschaffene Lage, die man selbst öffentlich dargelegt und als bescheiden bezeichnet hat, plötzlich als allgemein maßgebend hinstellen. Wenn mir die Mittel fehlen, so wäre es doch mindestens sehr kühn, wollte ich andre, die jene Mittel besitzen, an der Ausnutzung verhindern.

Ein merkwürdiges Spiel des Zufalls ist es zu nennen, daß der Verf. des Artikels der »Museumskunde« auf der hiesigen deutschen Kunstgewerbeausstellung ein Abteil eines zoologischen Museums zur Ansicht bringt und damit auch demjenigen, der nicht Altona besuchen kann, die Gelegenheit gibt, die Ausführung seiner Ideen zu prüfen.

Es soll hier nicht untersucht werden, daß es auf jedermann etwas befremdlich wirken muß, auf einer Kunstgewerbeausstellung ein zoologisches Museum zu finden, genug, es ist da, und wir wollen es nur als Ding an sich behandeln.

Wichtige Keulenschläge fallen auf das Haupt des Fachzoologen, wuchtiger noch wirken sie, wenn er Museumsmann ist. In jeder Schau-

sammlung findet man Fehler und Unrichtigkeiten, und es würde engherzig erscheinen, wenn man kleine Fehler und Unrichtigkeiten an die große Glocke hängen wollte. Aber diese Fehler zeigen, daß dem Autor die nötigen musealen Erfahrungen abgehen, und was die technischen Einrichtungen betrifft, so kann man diese Ausstellung nur als einen tastenden Versuch bezeichnen, der ohne genügende Kenntnis des Bestehenden, in jahrzehntelanger Arbeit Gewordenen plötzlich etwas Neues, Besseres leisten sollte.

Sehen wir uns zuerst einmal das Technische an. Mit wenigen Ausnahmen stehen die Objekte in allseitig zusammengesraubten Kästen von Eisen und Glas. Das ist ein Rückschritt, denn zu allen ausgestellten Objekten muß man jederzeit mit der leichtesten Mühe gelangen können, ohne Hilfe des Schlossers und des Malers. Es kommt etwas in dem Schrank in Unordnung, sofort muß das geregelt werden können, denn für das Publikum ist das Beste gerade gut genug. Die Ausstellung bietet den schlagendsten Beweis für die Unbrauchbarkeit solcher Kisten. Bei den Fischen ist durch die herausgelaufene (!) und verdunstende Konservierungsflüssigkeit alles so beschlagen, daß nur sehr wenig noch genau erkannt werden kann.

Bei den Kieselschwämmen ist der Glasstab, auf dem die eine *Hyalonema* befestigt wurde, wahrscheinlich infolge Erschütterung des Kastens durch das Tier hindurchgestoßen worden und ragt etwa 20 cm darüber hervor. Diese Dinge auf einen Glasstab zu spießen ist mindestens neu und eigenartig, soll vielleicht der Glasstab als integrierender Bestandteil des Glasschwammes gelten? Da hätte sich doch der Aussteller die für ihn jederzeit erreichbare, geschmackvolle und praktische Aufstellung der Glasschwämme im Dresdner Museum ansehen sollen. Hier wird das Objekt nicht beschädigt, und ein wenig Achtung muß man auch vor den Objekten der Schausammlung haben.

In diesen zusammengesraubten Kästen lassen sich natürlich auch sehr schwer Borde anbringen, und das hat den Aussteller wohl auf die Idee der messingnen, vernickelten Stative gebracht, die in der Höhe verstellbar sind. Eine sicher sehr kostspielige und dabei weder geschmackvolle noch praktische Einrichtung, denn diese Dinge können, wenn sie nicht vielfach extra angefertigt werden sollen, doch nur in mäßiger Höhe verstellt werden, und so haben wir den Anblick von Schränken, die oben gähnende Leere zeigen, während unten die Objekte hintereinander gestapelt sind. Dazu ist der Anstrich der Schränke ein so unpraktischer, wie er kaum schlimmer gedacht werden kann. Kein erfahrener Museumsmann würde diesen matten, hellen Anstrich wählen, der wie in der Ausstellung, jeden Schmutz, jeden Fingerdruck zurückhält und deutlich macht.

In jedem modernen Museum findet man an den Fenstern sogenannte Pulte, in denen allerlei Dinge ausgelegt werden können. Die Objekte sind dann der Betrachtung ausgezeichnet zugänglich und werden vorzüglich geschützt. In dem Museum der Ausstellung findet man solche Fensterpulte nicht, denn die Fenster sind dicht mit Lupen besetzt. Wohin nun mit jenen Objekten? ein, wenn auch nicht neuer Ausweg wurde gefunden. Einige mitten im Saal stehende Pulte enthalten unten Holzschubladen von sehr klobiger Form, die nicht ganz herausgezogen werden können. In diesen sind unter Glas jene Dinge aufgestellt. Munter zieht das Publikum an diesen Laden, und der Erfolg? eine ganze Anzahl ist bereits außer Betrieb, weil die Objekte zertrümmert durcheinanderkollern. Einige Conchylien sind schon zum zweiten Male aufgeklebt, und man sieht auf dem unbezogenen Linoleumgrund die alten Leimflecke. Wäre dieser Grund mit Papier bezogen, so hätte das Papier leicht erneuert werden können, jetzt müßte man einen neuen Linoleumboden einlegen.

Bei allen technischen Museumsfragen spielen vor allem die Hintergründe eine große Rolle. Diese getüpfelten, speckig glänzenden Hintergründe geben mit den auf die Präparatengläser gemalten (!) eine Farbendissonanz, und ich möchte wohl wissen, wie das kunstsinnige Publikum der Ausstellung darüber denkt.

Vor Präparate, die dem Fenster gegenüberstehen, sind Lupen gestellt, nur gehörte überall eine kleine elektrische Lampe dazu, die das Licht, das der Beobachter mit seinem Kopfe fortnimmt, ersetzt und ihm das Sehen ermöglicht.

Um ein Präparat scheinbar schwebend mitten im Glas zu halten, gibt es andre Mittel als häßliche, große Bierkorke, die Farbe an die Flüssigkeit abgeben, und um Glasplatten unverrückbar im Präparatenglas festzuhalten, werden im Dresdner Museum und wohl auch fast überall schon seit mindestens 15 Jahren vier kleine Glasklötzchen dicht unter dem Deckel verwendet, die man gar nicht sieht, und nicht plumpe große Streifen, wie im Ausstellungsmuseum².

Schließlich stehen viel zuviel Schränke bzw. Pulte im Saal, bückt sich ein Beschauer, um einen Kasten herauszuziehen, so berührt er hinten fast den gegenüberstehenden Schrank. Es hätte ruhig weniger im Saal stehen können, non multa, sed multum!

Wie sieht es nun mit dem multum, das heißt mit den Objekten aus — schlechter noch als mit der technischen Einrichtung!

² Die Etikettenhalter sind unpraktisch und keineswegs geschmackvoll, ebenso wenig sind es die roh angefertigten und ebenso bemalten Gipspostamente der Korallen.

Ich kann mir nicht helfen, die Sammlung ist ungenügend vorbereitet. Von Händlern gekaufte Objekte (die Preisetiketten von Umlauff hängen noch daran) sind mit Ausstellungshast in die Schränke gepackt worden. Der Aussteller kannte diese Dinge nicht! Wie wäre es sonst möglich, daß der Paradiesvogel *Diphyllodes* die Etikette der 13 Schritte von ihm in einem andern Schrank befindlichen *Paradisca* trüge und umgekehrt. Wie wäre es sonst möglich, daß solche an die furchtbarste Zeit der zoologischen Museen erinnernde Karikaturen, wie Hauskatze und Schleichkatze, hätten ausgestellt werden können, wie wäre es möglich, daß der bald jeder Hausfrau bekannte Brachsen mit dem womöglich noch bekannteren Barsch hätte verwechselt werden können. Es ist das noch schlimmer, da im Schrank daneben ein echter, ausgestopfter Barsch steht. Kein Museumsdirektor, kein Zoolog beherrscht das gesamte zoologische Wissen, dazu ist der Stab wissenschaftlicher Beamten da, der mit dem riesenhaften Anschwellen des Erforschten zunehmen muß. Aber O. Lehmann will ja diesen Stab beschränken, da entsteht eine solche Ausstellung. Exempla docent. Die bald jedem Naturwissenschaft Studierenden bekannten Zygaeniden werden als Lycaeniden bezeichnet, trotzdem die richtige Etikette an den Tieren steckt (Druckfehler »*Zyagena*«). Die bald 60 Jahre lang zu den Sphingiden gerechneten Macroglossen werden als Sesien ausgestellt!

Ist dem Aussteller unbekannt, daß wissenschaftliche Namen ohne Autoren ein Nichts bedeuten? Daher kommt es, daß er Arten hat, die nicht existieren. Die Varietät *hansteini* fungiert hier als Art, und zwar *hansteini*³. Einmal ist der Artname groß, einmal klein gedruckt, Nomenclaturregeln gibt's nicht! Ein ganzer Kasten Schmetterlinge hat gar keine Namen, und auch in andern Kästen stehen solche Anonyma. Ist das die Erziehung zur Wissenschaft, zu »innerlicher Freude und besinnlicher Selbsterziehung«?

Das Wort *Heliconus* für *Heliconius* sieht bei seiner häufigen Wiederholung nicht nach Druckfehler aus. Dazu sind die wissenschaftlichen Mittel eines Museums da, um Bestimmungen nachzuprüfen. Solche Fehler entstehen, wenn man auf jene Mittel verzichten zu können glaubt.

Eine der schwierigsten Aufgaben der philosophischen Zoologie hat man sich zum Vorwurf für die Ausstellung gemacht, nämlich die Umbildung des Körpers der Tiere durch die Lebensweise. Das will O. Lehmann ohne das gesprochene Wort, alles durch Etikette und Präparat! Er scheint jedoch das Publikum nicht zu kennen. Ich habe es in seinem Saale lange genug beobachtet, kein Mensch liest jene Etiketten, und das

³ *Goliathus bruryi* für das alte Synonym *G. druryi* M'Leay. *Cyphogastra jamaica* Saund. ist nicht aus Indien, sondern Key, sonst gibt es meist keine Herkünfte.

ist gut, denn sollte sie wirklich jemand lesen wollen, so verstünde er sie nicht. Was denkt sich wohl der Laie bei der *Sepia* unter Trichter, Tintenbeutel, Schulp? Was soll er mit einem so vagen Satz »Die Körpermasse ist von diesem Punkte nach beiden Seiten in der Richtung der Längsachse möglichst (!) gleichmäßig verteilt«, mit der endlosen Erklärung der Schwämme, in der Worte wie »Aggregat von Zellen« vorkommen. Was macht er mit »hydrostatischem Organ« usw. Welcher Laie versteht die Ringelwurmerklärung? Und nun der Sinn der Etiketten! Es hat der Descendenztheorie, dem glänzendsten Resultate der modernen Zoologie sehr geschadet, daß Leute, die die Dinge nicht beherrschten, mit Theorien an die Öffentlichkeit traten, bzw. jene große Idee zu stützen oder zu beweisen meinten. Hier gibt es wieder Beispiele dafür. Was soll man zu Etiketten sagen wie »Die Natur mischt die Farben nicht willkürlich, sondern läßt mit dem Entstehen einer Farbe andre Farben zurücktreten«. »An den 16 Tieren soll der Übergang von unserm heimischen Schwalbenschwanz zum Baumweißling gezeigt werden, sowohl in bezug auf die Färbung, als auf die Form.« »*Cypraea*- und *Harpa*-Formen mit fortschreitender Differenz in Farbe, Form und Rippung.« »Übergänge in der Farbe und Form von einer Papilionide (!) aus Südamerika bis *Papilio daedalus* von den Philippinen.« »Hätte der Hai eine Schwimmblase, würde er schlechter schwimmen«!!! »Die Tintenfische erhalten infolge ihrer schwimmenden Bewegung symmetrische Ausbildung des Körpers.« Wenn nun ein Laie bei dieser Erklärung an den Potwal dächte.

Als schädlich muß es bezeichnet werden, dem naturwissenschaftlich ungebildeten Laien mit Theorien zu kommen, deren Beweismittel in etwa 14 Tagen zusammengekauft wurden, mit Theorien, die sehr schwer zu beherrschen sind und deren Stützen daher häufig an den Haaren herbeigezogen werden.

Der Aussteller ist kein Freund systematischer Sammlungen und in der Tat, hier wird man ein System vermissen.

Eins hat mich aber an der Ausstellungs-Schausammlung überrascht, sie enthält keine Gruppen, weder kämpfende Hirsche, noch säugende Sauen, nichts vom Panoptikum, und das ist wenigstens ein Vorzug, es ist kein »Biologisches Museum«.

An den Fenstern stehen übermäßig viel Lupen; zu vergrößerten Präparaten gehören aber auch meist gute instruktive Zeichnungen und unbedingt Angaben der Größenverhältnisse.

Ich habe in der Sammlung sehr viele Ausrufe der Freude und Bewunderung, hauptsächlich bei Kindern, gehört, die kenne ich, man hört sie in jeder Sammlung, aber jene Ausrufe gelten den Objekten, nicht der Idee und eine Schausammlung soll nicht bloß Vergnügen erregen.

Ich habe diese Kritik der Ausstellung nur deswegen meinen obigen Ausführungen angefügt, um am Objekt zu zeigen, daß die beste Widerlegung gewisser Theorien ihre Ausführung ist und daß diese Ausstellung nicht dazu berechtigt, den Museen neue Wege zu weisen.

2. Ergänzungen und Nachträge zu dem Personalverzeichnis zoologischer Anstalten.

Der Herausgeber richtet an die Herren Fachgenossen die Bitte, ihm etwaige Ergänzungen der Personalverzeichnisse oder eingetretene Veränderungen freundlichst bald mitteilen zu wollen.

E. Korschelt.

München.

Kgl. Bayer. Biologische Versuchsstation für Fischerei.

Vorstand: Prof. Dr. Bruno Hofer.

Wissenschaftliches Mitglied der Station: Dr. Fr. Graf.

I. Assistent: Dr. Marianne Plehn.

II. - Dr. Eugen Neresheimer.

Diener: Carl Holfelner.

Es arbeiten an der Station außerdem:

Dr. Hans Reuß, Dr. Walter Hein und Dr. H. N. Maier, Kreiswanderlehrer für Fischerei in Oberbayern.

3. Linnean Society of New South Wales.

Abstract of Proceedings, May 30th, 1906. — 1) On the Genus *Cardiothorax*, with descriptions of new Species of Australian Coleoptera. Part II. By H. J. Carter, B. A. — All workers in Australian Entomology who are precluded from an examination of types in European Museums find their difficulties increased by the want of information on many of the commoner species. The present paper is an attempt to clear up much of the confusion that has existed as to the nomenclature, identification and geographical distribution in one of the larger genera of the Family Tenebrionidae, Subfamily Helopides, viz., the Genus *Cardiothorax*. The beetles of this family are usually found under logs, or bark of decaying trees, and occur in considerable numbers throughout the eastern regions of Queensland, N. S. Wales and Victoria. None have so far been recorded from the other States; indeed the only species recorded from Victoria is the n. sp. *C. australis* described in the present paper. Mr. Masters' Catalogue enumerated 39 species, and Mr. Blackburn has since added one more. Of these, seventeen only were identified in our museums. The paper indicates five of the above names as synonyms, with the strong probability of two others being similarly placed. Of the remaining 33, seven only remain unidentified, or unseen by the writer, while nine new species are added to the list; thus bringing up the total to 42 species (or 44, if the two doubtfully distinct species, *C. fraternalis* Bates, and *C. volgipes* Bates, be still retained). In all cases of identification the geographical distribution

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zoologischer Anzeiger](#)

Jahr/Year: 1906

Band/Volume: [30](#)

Autor(en)/Author(s): Wandolleck Benno

Artikel/Article: [Die Aufgabe der Museen. 638-653](#)